

(Nachdruck verboten.)

87) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
Von Robert Schweichel.

Mühsam richtete er sich auf den Knien auf und sein Haar sträubte sich empor. Das Wäldchen war von Fußknechten umstellt und er sah sie in dasselbe eindringen, sah an ihren Armbewegungen, daß sie niederstachen, was sie trafen, hörte die Schüsse, mit denen sie die Bauern von den Bäumen, auf die sie sich geflüchtet hatten, heruntergeschossen, als ob sie Vögel wären, hörte das entmenschte Lachen der Jäger, das Jammern und Schreien des erbarmungslos zur Strecke gebrachten Wildes. Trotz seines Entsetzens behielt er noch so viel Besinnung, daß er nicht aufsprang und davonlief. Aber er trock in der abgekehrten Richtung weiter, bis ihn die Kraft verließ. Ein fürchterlicher Durst peinigte ihn, die Kopfwunde schmerzte, und die höher und höher heraufkommende Sonne versengte ihn. Grabesstille breitete sich über den Wald. Erst als es zu dunkeln begann, wagte er das Feld zu verlassen. Er kam auf eine Landstraße und sah hinter sich die rauchenden Trümmer eines Dorfes. Es war Giebelstadt. Wie er sich allmählig bis Ohrenbach weiter geschleppt, daran vermochte er sich nur ganz dunkel zu erinnern.

Mittlerweile traf der Befehl des Rath's ein, daß die männliche Einwohnerzahl Ohrenbachs ohne Ausnahme bei Strafe Leibes und Lebens am Morgen des 30. Juni auf der Burg zu Rothenburg sich einzufinden habe, um den Unterthaneneid zu erneuern und die Waffen abzuliefern. Wendel Gaim berief die Gemeinde auf den Dorfplatz, es kamen aber auch die Weiber und Rätthe mit ihnen, und als er das Rath'schreiben verlesen hatte, rief die Frau des Schmieds in die darauffolgende Stille: „Dorfmeister, die Sach' geht uns Weibervolk just so nah an wie Euch Mannsleuten, und darum verlangen wir auch mitzurathschlagten.“

„Ja, aber die Weiber dürfen halt nit mitreden in der Gemein“, wehrte Wendel Gaim die Zumuthung ab, und der Stellmacher Rubin rief grob: „Die Weiber haben das Maul zu halten.“

Die Frauen gaben ihm mit scharfer Zunge die Beleidigung heim. Die Wielandin stemmte die Fäuste auf die Hüften und rief: „Nu, es kömmt schon mancher von uns Recht sein, wenn sie ihrem dummen Mann den Kopf abschneiden.“

Lachen und Schelten antworteten ihr. Da näherte Rätthe sich Gaim und bat: „Dorfmeister, vergönn' mir nur ein Wörtlein! Mitstimmen wollen wir nit.“

„Ruhe“, rief die Frau des Schmieds, „die Rätthe soll reden!“

Wendel Gaim gewährte es. Und wie sie nun auf der Bank stand, des Mädchens kräftige, schlanke Gestalt, die sich seit dem Tode Lautner's höher gestreckt, während ihre Stirn über den leicht zusammensinkenden Brauen bedeutender sich gewölbt hatte, da wurde es wirklich still. Wie eine junge Tanne unter den Stürmen des Himmels sich biegt und fester einwurzelt, so war Rätthe an Leib und Seele erstarrt unter den Leiden und all' den schweren Anforderungen, die ihr das Schicksal aufgebürdet hatte. Die Leute aber gedachten bei ihrem Anblick wohl, daß sie die Schwester Simon's war, vollends als ihre nußbraunen Augen mit einem ernsten und tiefen Blick auf sie herabschauten, und sie hielten sich still. Sie war freilich ein wenig verlegen und roth, als sie jetzt alle Augen auf sich gerichtet sah; dennoch begann sie muthig: „Mir dünkt, daß die Gnade der Herren just so ausschaut, wie ihre Ungnade. Wie aber die beschaffen ist, das wissen wir alle.“ Sie erinnerte an das Blutgericht des Truchseß in Würzburg, der seinen Henker Berthold Michelin stets mit sich führte und ihn seinen lieben Gebatter nannte; sie erinnerte an die Grausamkeit des Markgrafen Kasimir, der in Kitzingen 57 Bürgern die Augen hatte austechen lassen, weil sie geäußert haben sollten, daß sie ihn nicht mehr sehen wollten, und der jeden Bauer, den er fing, am Weg an die Bäume hing.

„Nu, so dumm sind wir nit, daß wir uns in Rothenburg stellen“, riefen verschiedene Männer ihr zu.

„Nein, Ihr lasset's darauf ankommen, daß sie Euch holen“, warf die Wielandin ihnen entgegen.

„Da müssen wir doch auch dabei sein! Haben wir nit unsere Wehren?“ hieß es wieder.

„Freilich habet Ihr die“, fiel Rätthe mit ihrer hellen Stimme ein, stellte ihnen aber vor, daß ihre Zahl zu gering sei, um der Uebermacht der Herren mit Erfolg widerstehen zu können. Und als dem keiner zu widersprechen vermochte, fuhr sie fort: „Ich wüßte wohl was! Wenn Ihr nit nach Rothenburg kommt, werden sie nach Ohrenbach kommen. Aber sie sollen das leere Nachsehen haben. Wir ziehen mit unserem Vieh, mit allem Hab und Gut in die Wälder. Dahin wagen sie sich nit. Der Konz Hart kennt die Wälder wie seine flache Hand und wird uns an einen sicheren Ort weisen. Das Dorf wird das Kriegsvolk freilich mit Feuer anstoßen, und verderben, was zu verderben ist. Ein Haus kann man wieder aufbauen, das Leben aber nit, wenn es einmal hin ist. Hab und Gut ist gerettet und das Dorf bauen wir wieder auf, so wie Ruh' im Land wird. Das kann iht nimmer lang mehr dauern. Gott im hohen Himmel sei's geklagt, daß wir armen Leut' allwärts unterlegen sind. Das wär aber halt zu dumm, daß wir uns todtschlagen lassen, wo es keinem mehr was nützt. Wär's anders, lieber sterben wollt' ich, als Euch vom Kampf abmahnen. Zeit haben wir aber keine zu verlieren. Es muß halt jeder gleich Hand anlegen, wenn wir uns und das Unserige bergen und retten wollen.“

Es war, als ob sie allen das Leben wieder gegeben hätte, und als nach ihr der Dorfmeister Gaim auf die Bank stieg und fragte, ob man den Rath Rätthe's annehmen wolle, da antworteten Männer und Frauen, Zung wie Alt einhellig mit Ja. Rätthe wurde von den Frauen geherzt und geküßt und die Männer schüttelten ihr die Hand. Zu Kaspar äußerte sie nachher: „Mir thut's Herz weh, daß ich ihnen nit anders hab' rathen können.“

Leicht war das Herz wohl niemand bei den in allen Häusern und Gehöften ungefüllt vorgekommenen Rüstungen zur Flucht. Im nächsten Morgengrauen begann der Auszug. Voran wurden die Kinder, Schweine und Ziegen getrieben; dann kamen in langer Reihe die mit Acker- und Hausgeräth, mit Frucht, Lebensmitteln und Wein beladenen Wagen. Auch die uneingespännnten Pferde nutzten als Lastthiere dienen und von den Männern und Frauen, die zu Fuß neben der Karavane hergingen, trug jedes Bündel und Packen. Es wollte niemand selbst das Werthloseste zurücklassen. Das Vieh brüllte, grunzte und meckerte, als wüßte es, daß es seine alten Ställe nicht wiedersehen würde, die plumpen Räder ächzten und knarrten, die Frauen weinten und klagten und nur die Kinder waren der Abwechslung wegen vergnügt, während die Männer meistens stumm und finster dahinschritten. Die Kranken, welche Rätthe unter ihre besondere Obhut genommen hatte, waren so gut wie möglich auf den Wagen gebettet. Kaspar hatte sich entschieden geweigert, mit Urjel und ihren beiden Kindern zu fahren, wie schwach er sich auch noch fühlte. Konz Hart wußte in den dichten Waldungen, die sich westwärts bis an die Tauber erstreckten, einen gut verborgenen Ort. Dort wurde das Lager geschlagen. Nicht lange, so standen unter und zwischen den Bäumen eine Menge Hütten von Reisern, Zelte aus Saatlinnen und leeren Getreidefäcken, und Buden aus Haus- und Stubenthüren, die von vielen ausgehoben und mitgeführt worden. Die Feinwandpläne über manchem Wagen boten ebenfalls ein Obdach.

Es war in der That die höchste Zeit zur Flucht gewesen. Denn schon zwei Tage später fiel das Kriegsvolk in das verlassene Dorf und hauste um so wüthender darein, als es nicht die geringste Beute zu machen gab. Konz Hart, der auf Kundschaft ging, sah bis auf die Kirche und das Pfarrhaus nichts als Brandruinen, und selbst die alte Linde war von den Vandalen nicht verschont geblieben. Sie hatten Feuer um dieselbe gelegt und sie zu verbrennen gesucht, weil es ihnen wohl zu viel Mühe und Zeit gekostet hätte, sie umzuhauen.

Kaspar's Wunde heilte in der Waldluft vorzüglich. Das Wohlgefühl der Genesung, sowie das stete Beisammensein mit Rätthe verließ seinen Tagen im Walde einen köstlichen

Reiz. Beeinträchtigt wurde diese Stimmung nur dadurch, daß er von seinem Vater und dieser von ihm nichts wußte. Er sprach Käthe davon, nach Rothenburg zu gehen. „Der alte Mann muß doch erfahren, daß sein lieber Sohn dem Tod eine Nase gedreht hat, just wie es mir Herr Florian in Ingolstadt geweissagt hat“, sagte er. Käthe widersehte sich seiner Absicht. Er sei nicht nur noch zu wenig bei Kräften für den weiten Weg, sondern wage als Schwarzer auch sein Leben dabei; eine Botschaft thäte es auch. Er gab es zu, meinte jedoch, daß auf solchem Gange jeder Ohrenbacher leichtlich seinen Kopf in Rothenburg vergessen könnte. Käthe sann eine kleine Weile nach, dann erbot sie sich zu gehen. Ein froher Schreck ergriff Kaspar. „Das wolltest Du thun, und für mich?“ rief er mit feuerrothem Gesicht. „Ni.“ entgegnete sie, „er ist doch mein Ohm, und an einem Weib wird sich der Rath doch nit vergreifen.“

„Aber Du vergißt, daß auch Du bei den günstigen lieben Herren noch in der Kreide stehst. Und wenn auch nit, ich könnt's von Dir nimmer annehmen. Aber ich dank' Dir viel tausend Mal für Deine Gutheit.“

„Gar zu dumm wär's freilich, wenn sie mich in Thurm schmiffen; es war halt nit schön dort. Und diesmal könntest Du mich nit raus holen.“ Sie lachte und es klang hell, wie einst in besseren Tagen.

Die Frau des Schmiedes, die eben vorüber ging, blieb verwundert vor dem Paare stehen, das auf der Deichsel des Wagens saß, unter dessen Plan Frau Uriel und ihre Kinder herbergten. „Bist lustig?“ fragte sie das Mädchen. „Es thut einem gut, in all der grauen Trübsal so lachen zu hören. Was hast denn?“ Käthe theilte es ihr mit. „Gut wär's schon, wenn wir wüßten, wie's in Rothenburg ausschaut, ob wir wieder heim können.“ antwortete sie. „Aber der Etlichlich hat Recht, Du darfst nit hin.“ Nachdenklich fuhr sie mit der Hand über den Mund und fügte entschlossen hinzu: „Ich will gehen. Abgemacht.“

Sie entzog sich dem Dank der beiden, indem sie sich mit langen Schritten entfernte. „O, Käthelein,“ murmelte Kaspar. Das Herz wollte ihm über die Lippe; aber er zwang es zurück, stand auf und ging. Das Mädchen blieb noch eine Weile sinnend sitzen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kleine Mißverständnisse.

Das Mißverständniß ist einer der wichtigsten Faktoren bei der Bildung und der Weiterentwicklung der Sprache, der Sitten und Sagen. Jedermann kennt die Gestalt des Rübezahls, des gutmüthig-ungeheuerlichen Poltergeistes aus dem schlesischen Riesengebirge. Jedermann weiß auch oder glaubt wenigstens zu wissen, woher er seinen eigenthümlichen Namen trägt; der allbekannteste Sage nach daher, daß er einst als verliebter Freier den Auftrag empfing, ein großes Feld Rüben zu zählen; nach Lösung dieser Aufgabe sollte ihm dann die Hand der von ihm Begehrten zufallen. Leider haben die unbarmherzigen Sprachforscher unwiderleglich nachgewiesen, daß dieser hübschen Sage eine arge, wahrhaft belustigende Verwechslung zu grunde liegt. Der Name „Rübezahl“, bezw. dessen zweite Silbe hat mit „Zahl“ und „zählen“ gar nichts zu thun. Das Wort ist vielmehr in dieser Gestalt nur die verstümmelte Gestalt eines ehemaligen Wortes „Rübezagel“, das eigentlich „Rübenschwanz“ bedeutet und ursprünglich nichts anderes war als ein Spottname, den die deutschen und christlichen Besiedler des ehemals von Slaven bewohnten Riesengebirges, dem Hauptgotte dieser heidnischen Slaven, den Svantevit, gaben. Das Wort Zagel = Schwanz ging dann in den meisten deutschen Mundarten, namentlich den oberdeutschen, allmählig verloren — im Niederdeutschen ist es noch erhalten — und so wurde die eigentliche Bedeutung des Namens nicht mehr verstanden, oder richtiger, der zu „Zahel“ oder „Zahl“ abgeschwächte Bestandtheil des Namens wurde mißverstanden, indem man es auf das hochdeutsche Wort „Zahl“ bezog und den nun unverständlich gewordenen Namen „Rübezahl“ volksthümlich im Sinne dieses Mißverständnisses deutete.

Nicht anders verhält es sich mit dem berühmten „Mäuse-thurm“ im Binger Loch. Nach der Sage hatte sich hier bekanntlich zur Zeit einer Hungersnoth der hartherzige Bischof Hatto von Mainz eingeschlossen, um von den reichen Getreidehäufern im Innern desselben behaglich leben zu können, während draußen das Volk ihn vergebens um eine kleine Gabe von seinem Ueberflusse bat; zur Strafe für diese Hartherzigkeit wurde er dann von einer zahllosen Mäuseschar, die das aufgespeicherte Getreide nach dem Thurne gelockt hatte, bei lebendigem Leibe aufgefressen. Auch diese vielzitierte Sage verdankt ihr Entstehen einem Mißverständniß. Im Worte „Mäuse-thurm“ hat wiederum

der erste Bestandtheil mit den Mäusen gar keinen Zusammenhang. Der Thurm hieß vielmehr ursprünglich „Mauththurm“ und war eine der Stellen, an denen während des Mittelalters der Rheinzoll, bekanntlich eine der Haupteinnahmequellen des damaligen Reiches, von den durch das Binger Loch fahrenden Schiffen erhoben wurde.

Das Wappenthier Frankreichs ist bekanntlich ein Hahn. Daß sich die stolze, französische Nation mit einem so bescheidenen Symbol ihrer Kraft begnügt, während anderen Völkern zu dieser Rolle kaum ein Thier außer dem Löwen, Adler oder weißen Elephanten würdig erscheint, darf uns nicht verwundern: „Galli“ nannten die Römer die gälischen Bewohner dieses Landes, und da „Gallus“ lateinisch nicht nur Gallier, sondern auch Hahn bedeutet, so lag offenbar nichts näher, als zum Symbol des später völlig romanisirten Volkes dasjenige Thier zu wählen, das schon sein Name zu verlangen schien. Aber dieser Hinweis des Namens ist ein trügerischer: Gallus = Hahn und Gallus = Gallier oder Gälte haben natürlich trotz der gleichen Form keinerlei Beziehung zu einander. So ist der Hahn nur durch ein Mißverständniß ins französische Wappen gekommen, ähnlich wie es auch auf einem Mißverständniß beruht, wenn die Fürsten Hoheloh eine „wabende Lohe“ in dem ihrigen führen; denn nicht von der bremenden Lohe des Feuers, sondern von einem jetzt als selbständiges Wort untergegangenen Stamme loh = Wald — man denke an Venloo, Waterloo u. s. f. — hat das Geschlecht der „Hohenlohe“ seinen Namen genommen.

Ueber den Namen der ehemaligen heffischen Grafschaft Rayeneellenbogen, hat sich gewiß schon mancher unserer Leser den Kopf zerbrochen. Unser Stichwort enthält auch für die Erklärung dieses merkwürdigen Landschaftsnamens den Schlüssel. Daß die erste Silbe lediglich eine falsche Entwicklung des alten Stammnamens Schatten = Hessen ist, leuchtet zwar sofort ein; schwieriger und darum lange Zeit unauflösbar war dagegen der zweite Bestandtheil des Wortes, bis man es, vermuthlich mit Recht, auf den Melibocus, höchste Erhebung des Odenwaldes, bezog; Rayeneellenbogen wäre demnach als „Hessenmelibocus“ zu verstehen. Unser sprachwissenschaftliches Gewissen ist nöthigt uns freilich hinzuzufügen, daß diese Erklärung immerhin noch nicht als völlig gesichert angesehen werden kann, und daß eine zweite Deutung dieses Namens nicht ganz ohne Berechtigung scheint, die ihn auf grund eines ganzen Rattenkönigs von Mißverständnissen auf einem Umweg über das Lateinische als „Hessenburg“ verstanden wissen will. Jedenfalls aber hat das Ländchen seinen Namen so wenig vom „Rayeneellenbogen“ wie das weingefegnete badische Offenthal, eigentlich Offenthal, von den Affen!

Westfalen ist bekanntlich das Land der „rothen Erde“. Es wäre freilich irrig anzunehmen, daß die Erde dort mehr roth sei, als anderswo; die Bezeichnung lautete vielmehr ursprünglich plattdeutsch „raue ere“, d. h. rauhe Erde, und bezieht sich auf die dem Westfalenlande eigenthümlichen mittelalterlichen Fehngerichte, die auf „rauer“, d. i. ungedeelter Erde, also — im Gegensatz zu den übrigen Gerichten — unter freiem Himmel stattfanden. So kommt auch das Wort „Sintfluth“ nicht von den Sünden der Menschen, die die Fluth zu vernichten bestimmt war; es hieße vielmehr richtig Sin- oder Sintfluth, und der erste Bestandtheil dieses Wortes, den wir auch im Sint- oder Singrün wiederfinden, drückt lediglich die Größe oder lange Dauer aus. Wer möchte endlich daran zweifeln, daß der Name „Altweiber-sommer“, mit dem wir die letzten sonnig-warmen, von den sogenannten Herbstfäden charakteristisch durchzogenen Tage des Herbstes bezeichnen, etwas anderes sei als die scherzhafte Nachrede, daß zu dieser Zeit die alten Weiber — und nebenbei bemerkt, die übrige Menschheit nicht minder — sich besonders an diesem Abschiedsgruß des scheidenden Sommers freuen? Und doch verhält es sich damit ganz anders: statt „Sommer“ müßte es hier eigentlich „Somar“ heißen — ein nun fast erloschenes niederdeutsches Wort von der Bedeutung Kleid — und dieses Wort „Altweiber-somar“ = Altweiberkleider bezeichnet an sich nicht sowohl diese schönen, warmen Herbsttage, als vielmehr die zu dieser Zeit in der Luft herumfliegenden Herbstfäden, denen es einen harmlos-scherzhaften Namen giebt.

Das Mißverständniß ist, wie bereits die aufgezählten Beispiele erkennen lassen, ein außerordentlich wichtiger Faktor in der Entwicklung der Sprachen; dem Philologen ist es genauer als das Prinzip der „falschen Analogiebildung“ bekannt. Der Sinn dieses Prinzips ist eben die außerordentlich häufige Thatsache, daß unverständige — namentlich fremdsprachliche — Worte, die vereinzelte in ein bestimmtes Sprachgebiet eindringen, mißverständlich auf ähnlich lautende Worte dieses Sprachgebiets bezogen und nach ihnen in Laut und Schrift umgebildet werden. Ein solches Beispiel giebt sehr deutlich das Wort „Vielstraß“, der Name des auch bei uns in fossilem Zustande vorkommenden, bekannten Thieres.

Vielstraß nennt man dieses Thier wegen seiner Freßbegier.

sagt von ihm der bekannte Vers. Aber der Vers hat unrecht: Vielstraß ist ein von dem norwegischen Worte „fjallkrass“ durch falsche Analogiebildung, also mißverständlich, gebildetes Wort, das weder mit viel noch mit freßen etwas zu thun hat, sondern von Haus aus in Norwegischen „Vergär“ bedeutet. So ist auch mißverständlich aus dem noch mittelalterlichen „Meylan“ — das dem lateinischen Mediolanum genau entspricht, — die Form Mailand gebildet worden,

offenbar in falscher Angleichung an Worte wie Holland oder England; so haben die Niederdeutschen aus dem Namen der dänischen Hauptstadt „Kjöbenhavn“, das eigentlich hochdeutsch „Kaufhafen“ bedeutet, ein *Kopenhagen* gemacht — ganz als ob diese Stadt mit Petershagen, Stavenshagen u. s. f. einem und demselben Sprachgebiete angehörte; so ist zu dem französischen Wort „Attentat“ ein deutsches Substantivum *Attentäter* trotz alles heftigen Widerstandes der Sprachreiner gang und gäbe in der heutigen Sprache geworden — ein Beweis für die Stärke dieses sprachgeschichtlichen Prinzips, — das man offenbar mit demselben Rechte glaubte von *Attentat* ableiten zu dürfen wie den *Missethäter* von der *Missethat*. So sucht man noch heute vielfach das Wort *Siebenbürgen* von den angeblichen sieben Burgen des Landes abzuleiten, während es in Wahrheit von der *Sibinburg*, der nach dem *Sibinluß* genannten Beste, stammt.

Und für die gleiche Erscheinung findet der Sprachforscher in allen Sprachen, todtien wie lebenden, Beispiele die Fülle: das Mißverständnis ist nicht nur, wie eingangs gezeigt, im privaten und vielfach auch politisch sozialen Leben, sondern auch im Gebiete der Entwicklung von Sprache, Sage und Sitte ein Faktor von der allerhöchsten Bedeutung. Nichts wäre thörichter, als solche Bildungen wie „*Vielfraß*“ oder „*Trampelhier*“ — mißverständlich aus „*Dromedar*“ gebildet — und die unzähligen gleichen mit gelehrter Pedanterie als „*solch*“ belächeln zu wollen; die vollstümliche Ungelehrtheit wird hier fruchtbarer als alle überkluge Schulmeisterei, ein kräftiger Hebel zur Vereinheitlichung und gleichmäßiger Formgestaltung der Sprache. — Friedrich Wegmüller.

Kleines Feuilleton.

—1—. **Feierabend.** Draußen vor den Thoren der Stadt. Ein verräucherter grauer Himmel über einem Wald von schmutzig-rothen Schornsteinen. Die Fabrikspeisen haben das Feierabendsignal gegeben, das Stampfen der Maschinen hat aufgehört, und aus den weitgeöffneten Pforten wälzt sich ein dichter Menschenstrom heraus.

Um einen graubärtigen älteren Arbeiter drängen sich verschiedene jüngere Kollegen und suchen auf ihn einzusprechen. Der Alte giebt nur kurze, abgerissene Antworten und setzt schleppend seinen Heimweg fort. Er ist seit dreißig Jahren in der Fabrik thätig und hat jahraus jahrein bisher immer seine Schuldigkeit gethan. Jetzt ist ein neuer Meister in die Werkstätte gekommen, in welcher der Alte arbeitet. Der neue Meister möchte gerne Neuerungen einführen und sich bei seinen Vorgesetzten lieb kind machen; er giebt viel auf sein Neuhäuser, ist forsch und energisch; das ist ein Ueberbleibsel aus seiner Soldatenzeit.

Der Alte ist dem neuen Meister schon vom ersten Tage an ein Dorn im Auge. Der Alte hat etwas Starres, Unbeugbares an sich, das er, gestützt auf sein Alter und seine jahrelange Fach- erfahrung, offen zur Schau tragen zu dürfen glaubt. Außerdem belauschte der neue Meister vor einigen Tagen den Alten, wie er einen jüngeren Kollegen während der Frühstückspause zum Beitritt in die gewerkschaftliche Fachorganisation auf- forderete, zu deren Vorstand der Alte gehört.

In den nächsten Tagen schickte der Meister den Alten, wo er nur irgend konnte; er gab ihm die schlechteste Arbeit und hatte stets bei den ausgeführten Sachen etwas zu tadeln. Schließlich arbeitete ihn der Alte zu langsam, so daß er vorgeben konnte, ihm deswegen Lohnabzüge machen zu müssen. Die Beschwerden des Alten bei der Direktion ergaben nur, daß man ihm die Wahl stellte, entweder aus dem Vorstand der Gewerkschaft auszutreten oder, trotz seiner lang- jährigen treuen Dienste, die Arbeit zu verlassen.

Da ging der Alte . . . Er, der dreißig lange Jahre frisch und fröhlich mit dem Jüngsten um die Wette gearbeitet, geht heute mit müden, verschleierten Augen und mit trummern Hüden. Er ballt nicht die Faust. Er fühlt heute zum ersten Male, daß er alt geworden ist, und daß er drüben im Dienst der Maschinen Kraft und Saft eines Menschenlebens ge- lassen hat.

Er weiß, daß er keine Arbeit mehr finden wird! . . . „Dreißig Jahre! Dreißig Jahre!“ Er schüttelt langsam den grauen Kopf und wankt weiter. —

Theater.

Das *Velle-Alliance-Theater* wagte am Dienstag mit der Aufführung von Grabbe's „*Napoleon*“ einen literar- geschichtlichen Versuch. Als Grabbe, noch nicht 35 Jahre alt, ge- storben war, meinte Zimmerman von ihm: „Grabbe gehört zu den Verschrienen und Männlein sagen, wenn er nur gewollt hätte, er hätte schon anders sein können. Ich aber sage: Er konnte garnicht anders sein, als er war, und dafür, daß er so war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber ist es, die Todten über der alles nivellirenden Fluth des mittelmäßigen Lebens und Meinens empor- zuhalten.“

Ein Korn von Wahrheit steckt in diesem Ausspruch, aber man darf nicht vergessen, daß ein streng geschulter Sproß aus preussischem Beamtenhum ihn gethan hat. Heute urtheilt man über die materiellen Umstände, die auf die seelische Bildung eines Menschen Einfluß haben, deutlicher und schärfer; und so würde man heute nicht mehr

apodiktisch behaupten: Der unselige Grabbe mit seinem Genie und seiner Perfektheit, mit seiner kühnen Phantasie und seinen wilden Extravaganzen hätte nicht anders werden können, als er wurde und es hätte ihm kein Werk gelingen dürfen, in dem ursprüngliches Talent und durchgebildeter Kunstgeschmack sich harmonisch verbänden. An seinem Wollen lag es freilich nicht. Das war gebunden durch sein zerrüttetes, kummervolles Dasein, dem sich als Folge der über- mäßige Trunk zugesellte.

Was die Mittwelt an Grabbe veräumte, wollte man später mehrfach zum Theil wettmachen. Noch vor wenigen Jahren wagte man in Wien den merkwürdigen Versuch, ein Jünglings-Drama Grabbe's, den „*Herzog von Gothland*“, für die Bühne zu gewinnen. Jetzt kommt das neueste Experiment mit dem „*Napoleon oder den hundert Tagen*“ dazu. Das Schauspiel ist von O. G. F l ü g g e n bearbeitet.

Der Kritiker ist hier in einer schlimmen Lage. Es handelt sich um eines der ursprünglichsten Talente der nachklassischen Literatur. Man empfindet, wie viel lebendig dramatische Kraft trotz allem noch heute in den Werken Grabbe's wirkt; und doch möchte man das Andenken Grabbe's gegen manchen wohlwollenden Freund, so diesmal gegen den Direktor des *Velle-Alliance-Theaters* schenken. Es hat sich zur Zeit eine Phrase herausgebildet, man müsse nachsichtig und wohlwollend sein. Gewiß, wenn ich Moralisches begreifen will. Was hat aber Künstlerisches mit Moral zu schaffen? Soll ich als künstlerischer Beurtheiler mildherzig sein, weil ein Schwächling — oft nur aus Eitelkeit — sich vernicht, schwere Lasten zu heben? Unsere ganze Kunstkritik ist verflucht und vergiftet durch die vielen Rücksichten auf das Schwächliche. Das Gleichgiltigste nimmt man wichtig, jede komödiantische Leistung wird besprochen, man will die guten Leute nicht tranken, von den elendesten Schmierendirektoren der Vorstadt erzählt man in der beliebten dunnen Phrase: Sie thaten oder sie wollten ihr Bestes. Wenn aber dies Beste nichts nutz, im Grund und Boden nichts nutz ist?

So meine ich denn auch, das *Velle-Alliance-Theater* hätte die Hand von Grabbe lassen sollen. Gerne darf man beschleunigen, die Leute haben sich angefreugt und — wie es bei wandernden Theatern heißt — der Herr Direktor hat keine Kosten für würdige Aus- stattung gespart. Aber aus der ersten Hälfte des Dramas machte man eine Art von lebenden Bildern mit unter- legtem Text; hernach wurde es etwas besser, aber was die geistige Bedeutung von Grabbe's *Napoleon* ausmacht, das blieb man schuldig. Das Publikum freute sich zum Theil an den Bildern, zum Theil am Theaterstück, das ihm zurechtgeschneidert worden war. Vor allen Dingen aber wollte es seine moralische Genugthuung ausdrücken, daß es noch so leidlich ging, wie es ging. Das ist sehr bescheiden, sehr zartfühlend und sehr moralisch gedacht. Es macht dem braven Herzen des Publikums alle Ehre. Nur hat man leider bisher weder im Wissen, noch im Können mit dem braven Herzen etwas ausgerichtet. So wird denn der Versuch des *Velle-Alliance-Theaters* wohl nur ein Kuriosum im Wandel unserer sflüchtigen Bühnenergebnisse bleiben. — Ich könnte noch hinzufügen, daß sich schamlos die Herren Kober (*Napoleon*), *Allem and Paul Paul* besonders angefreugt hatten. Aber aus dem Theatralischen kamen sie nicht zur Wucht und zur grimmigen Ironie des Poeten Grabbe. —

Aus dem Alterthum.

— Die Ausgrabungen der amerikanischen Schule in Korinth haben eine bemerkenswerthe Entdeckung zur Folge gehabt. Als man den in der Nähe des Apollotempels befindlichen Boden untersuchte, wurde, wie die „*Voss. Ztg.*“ berichtet, die alte Quelle *Peireure* mit der Umfassungsmauer und der halbkreisförmigen Terrasse auf- gefunden, die im Alterthum mit zahlreichen Bildsäulen geschmückt war und von denen die Basen noch erhalten sind. Die Quelle war, wie es scheint, in römischer Zeit ausgebessert worden; um sie herum aufgestellt fanden sich bei den Ausgrabungen vier Statuen, denen leider die Köpfe ab- geschlagen sind. Die Quelle hat sechs in den Fels gehauene Stammern, aus deren einer auch heute noch die Stadt mit Wasser versorgt wird. Nach der Angabe des Periegeten Pausanias lag sie in der Nähe der Agora; bis jetzt hat man den zu derselben führen- den marmorgepflasterten, treppenartigen Weg aufgefunden. Der Platz innerhalb der Umfassungsmauer der Quelle diente als Ver- sammlungs- und Vergnügungsort für die Geronten. —

Aus der Vorzeit.

se. Ueber den Gebrauch des Mohnes in den alten Pfahlbauten berichtete Professor Hartwig aus Zürich neulich in einem Vortrage. In verschiedenen Gegenden der Schweiz, in denen Reste von Pfahlbauten und deren einstigem In- halte aus der Steinzeit erhalten sind, haben sich neben anderen Samen auch die des Mohns gefunden, und zwar nicht nur die Samen, sondern auch die ganzen Fruchtstapeln. Wer einmal eines der sehenswürdigen Schweizer Museen besucht hat, kennt die eigen- thümlichen Reste, die von den Pfahlbauern auf uns gekommen sind: die schwarzen, wie verkohlt aussehenden Getreide-Aehren, Samen, Aus- schalen, Gewebe etc. Zu diesen tritt nun also noch der Mohn, wo- durch diese Pflanze in ihrer Anwendung als eine der ältesten der medizinisch wichtigen Nutzpflanzen erwiesen wird. Man muß sich daran erinnern, daß die Pfahlbauten der Schweiz wenigstens vier

Zahrtausende vor unserer Zeit erbaut und bewohnt wurden. Ob die Zufassen der Pfahlbauten den Mohn nur äßen oder ob sie auch die einschläfernde, betäubende Wirkung seines Samenjaftes kannten, ist freilich heute nicht mehr zu entscheiden, doch ist letzteres nicht ausgeschlossen, da der Gebrauch von Betäubungsmitteln sehr weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Von besonderem Interesse aber ist die Feststellung Professor Hartwig's, daß die Pfahlbaubewohner den Mohn nicht aus anderen Ländern eingeführt, sondern selbst gebaut haben. Dieser Schluß konnte aus der botanischen Untersuchung der Samenkapselfrüchte gezogen werden. Diese gehen nämlich unter der kultivirenden Hand des Menschen gewisse Veränderungen ein, sie werden größer, springen schließlich nicht mehr von selbst auf, erhalten eine andere Zahl und Form der Narbenstrahlen, die Samen werden größer und heller u. s. w. Der Mohn der schweizer Pfahlbauten nun gehört zwar auch zu der Urform dieser Pflanze, die mit dem wissenschaftlichen Namen *Papaver setigerum* belegt ist, ist aber auch in den angegebenen Eigenschaften bereits soweit verändert, daß sein Charakter als derjenige einer Kulturform deutlich erkennbar ist. Nun entstand noch die Frage, ob die Pfahlbaubewohner den Mohn seines Oeles wegen oder noch aus anderen Gründen angebaut haben. Das erstere ist nicht wahrscheinlich, denn die Pfahlbauer konnten aus genügend vielen anderen Samen, denen der Linde, der Buche, des Leins, des Del gewinnen. Aus diesem Grunde liegt es nahe zu vermuten, daß vor 4000 Jahren den Bewohnern der schweizer Seen der Mohn bereits als Veräufungsmittel diente. —

Physiologisches.

t. **Hautkrankheiten als Folge von Erregungen.** Daß jede starke Erregung von gewissen Veränderungen des Organismus begleitet ist, ist eine bekannte Thatsache. Der Puls eines Menschen im Zorne hat einen anderen Schlag, als der eines traurigen, eines erschreckten, eines entnuthigten oder eines zufriedenen ruhigen Menschen. Ist die Erregung stark, so sind die Störungen des körperlichen Gleichgewichts auch für das ungebüßteste Auge erkennbar. Ein Hund sieht seinem Herrn an, ob er bei guter Laune oder in Aufregung ist. Die seelische Erregung hat als erste Folge eine Ausdehnung der Blutgefäße, und daraus entsteht zunächst die Röthung der Haut, besonders im Gesicht. Diese Erscheinung ist nicht auf den Menschen beschränkt, auch Affen können erröthen, namentlich der Mandrill, und die sichtbaren Folgen, die der Zorn in dem Kopf des Truthahns zeigt, kennt jeder Liebhaber eines Hühnerhofes. Mit der Blutfülle in den Gefäßen des Gesichts vereinigt sich das Hervortreten und der Blutandrang in den Augen, dazu eine Ausscheidung der Thränenrüden, die dem Augapfel einen eigenthümlichen Glanz verleihen, daher der flammende Blick eines Zornigen oder die brennenden Augen eines Erregten. Die Beschleunigung der Herzbeugungen und das Uebermaß der Spannung in den kleinen Blutgefäßen können, wenn die Gefäße nicht mehr ganz gesund sind, Nisse und schwere innere Blutungen erzeugen, zuweilen sogar mit tödlichem Verlauf. Im allgemeinen aber sind die Folgen der Aufregungen vorübergehend, wenn sie nicht zu lange anhalten oder sich zu oft wiederholen. Anhaltende Furcht und Verzweiflung können schließlich ernste Störungen der Gesundheit zur Folge haben. Aber auch vorübergehende starke Erregungen können bleibende Spuren hinterlassen. Das Ergrauen der Haare nach einem Zustande ungewöhnlicher Angst ist kein Märchen. Auch vollständiges Ausfallen der Kopfhaare ist in solchem Falle schon beobachtet worden. Der „Angstschweiß“ ist ein weiterer Beweis für die Wirkung der Erregungen auf die körperlichen Funktionen, zuweilen ist der Schweiß sogar farbig: bräunlich oder gelblich, grünlich oder bläulich oder gar ganz dunkel. Paulini hat bei einem Seemann während eines Gewitters als Folge von Angst blutigen Schweiß beobachtet, wie er auch nach einer übermäßigen körperlichen Anstrengung zuweilen eintritt. Von diesen Erscheinungen bis zu wirklichen Hautkrankheiten ist es kein weiter Schritt. Das Vorkommen solcher unter dem Einfluß von Aufregungen ist gar nicht so überaus selten. Bei einem Schiffbruche bekam der Loofse, wie von einem Arzt berichtet wird, als er die unentrinnbare Gefahr erkannte, in weniger als einer Stunde einen Ausschlag von Bläschen über seinen ganzen Körper. Das sogenannte Nesselfieber oder Nesselfeuer, daß sich bei vielen Personen nach dem Genuß gewisser Speisen, z. B. Erdbeeren und Krebsen einstellt, kann auch als Folge einer bloßen Erregung auftreten. Eine der merkwürdigsten Folgen einer solchen ist der sogenannte Dermographismus, bei dem die Haut in einen eigenthümlichen Zustand geräth, der es gestattet, auf derselben Striche zu ziehen oder ganze Buchstaben und Silben hinzuschreiben, die dann eine geraume Zeit, bis zu einer halben Stunde, sichtbar bleiben. Der französische Physiologe Michet theilte neulich einen ganz merkwürdigen Fall einer Hautveränderung infolge von Erregung mit. Eine junge Mutter sah ihr Kind in der Gefahr, von einer herabfallenden Kaminlampe am Halse getroffen zu werden, und konnte es nur noch im letzten Augenblicke zurückreißen; aber in diesem Moment bildete sich auf dem Halse der Frau ein Hautausschlag gerade an der Stelle, wo das Kind von der herabstürzenden Lampe beinahe getroffen worden wäre. Dieser dermatographische Eindruck war ziemlich stark und hielt lange genug an, damit ihn ein nach einigen Stunden

hinzukommender Arzt noch feststellen konnte. Solche Erscheinungen sind in ihrer Entstehung noch unerklärt. —

Technisches.

gr. **Sicherheitsvorrichtungen für Personen- aufzüge.** Je mehr die Verbreitung der Personenaufzüge und ihre Geschwindigkeit zunimmt, desto lauter ertönen die Rufe nach Sicherheitsvorrichtungen, die keinen Zufällen unterworfen sind, sondern jederzeit in Wirkung treten können. Dieses Bestreben hat in Amerika eine Einrichtung entstehen lassen, die allerdings an Einfachheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt: man bildet den unteren Theil des Schachtes zu einem Luftzylinder aus, in welchem der Fahrstuhl selbst als Kolben wirkt. Auf diese Weise entsteht unter dem herabstürzenden Fahrstuhl ein Luftkissen, das ihn sicher und allmählig zur Ruhe bringt. Der Einrichtung wird außer ihrer Einfachheit noch nachgerühmt, daß sie wenig Anlage- und fast gar keine Unterhaltungskosten erfordert und keinen besonderen Raum in Anspruch nimmt.

Mit dieser Bremsvorrichtung sind die Aufzüge, zehn an Zahl, davon neun für Personenverkehr, in dem zwanzigstöckigen Empire-Gebäude in New-York ausgestattet. Der untere Theil jedes Fahrstuhl-Schachtes ist auf eine Höhe von 15,24 Metern, also bis zum dritten Stock, von den benachbarten vollständig abgeschlossen und wird auf einer Seite von der Mauer, auf den übrigen von Blechwänden eingeschlossen. Die Mauer ist nach oben ein wenig abgeflacht, damit ein Theil der Luft entweichen kann. Die Thüren sind des Luftdrudes wegen besonders stark gebaut. Der Boden des Schachtes ist ebenfalls von Blech gebildet, er trägt ein Saugventil, durch das beim Hochgehen des Fahrstuhles Luft einströmt und ein durch eine Feder belastetes Sicherheitsventil, durch welches verhindert werden soll, daß der Druck im Luftbehälter eine bestimmte Grenze (1/4 Atmosphäre Ueberdruck) überschreitet. Da der Schachtquerschnitt 44 512 Quadrat-Zentimeter beträgt, so läßt sich ein Gewicht von rund 11 000 Kilogramm abfangen. Thatsächlich hat man bei einer Prüfung der Anlage einen Fahrstuhl von rund 900 Kilogramm Gewicht aus dem zwanzigsten Stockwerk herabfallen lassen. Dabei erwies sich die Fangvorrichtung vollständig zuverlässig, denn sogar Glühlampen und Eier, die man auf den Boden des Fahrstuhles gelegt hatte, blieben unbeschädigt. —

Humoristisches.

— **Abgeblitzt.** Ein Berliner Junge springt an der Böschung des Schiffahrtskanales herab, ein menschenfreundlicher Herr ruft ihm zu: „Junge, willst Du da wohl weggehen, Du wirst ja ins Wasser fallen!“

Der Junge: „Wat? Jde rinschlüßern, Sie mir mir nach, mir rausangeln, Rettungsmedalje kriegen, propartich runquasseln? Neel! Machen wir nich! Is nich!“ —

— Ein schwäbisches Bäuerlein sitzt in einem Schnellzugskoupee III. Kl. Der kontrollirende Schaffner: „Ihr müßt aussteigen, Euer Kärtele ischt zu klein! Ihr müßt ein anderes lösen!“ „Ich steig' halt nit aus, ich hab' ein Kärtele nach Schtudart und das Bügle fahrt nach Schtudart!“

„Doch schnell steigt aus, Euer Kärtele gilt ebe nit für dies Bügle, das ischt ein Schnellbügle!“

„Was kann ich dafür, wenn Ihr schnell fahrt, fahrt's doch langsam!“ —

— **Gutmüthig.** A.: „Lieber Freund, willst Du mir nicht zwanzig Mark leihen?“

B.: „Hier hast Du sie; jetzt bin ich aber vollständig blank!“

A.: „Armer Kerl! Kann ich Dir vielleicht mit einem Thaler unter die Arme greifen?“ —

Vermischtes vom Tage.

y. In Wahldorf bei Schönberg (Mazeburg) zählt gegenwärtig die Schule nur sieben Kinder; zwei davon gehören dem Lehrer. —

— In Bärwalde fiel ein Lehrer auf dem Schulhose von einem Baume, brach das Genick und war sofort todt. —

— Vom Hauptsteueramt in Saarbrücken wurden in der vergangenen Woche 100 Zentner amerikanische Schinken verbrannt. Das Fleisch war nicht mehr genießbar. —

— In der Donau und im Rhein ist der Wasserstand so niedrig, daß der Schiffahrtsverkehr bereits theilweise eingestellt ist. — Der Lac des Brenets (Schweiz) ist dem Austroden nahe. Der See hat einen unterirdischen Abfluß. —

— In Leitmeritz (Böhmen) tödtete eine Frau ihren hochgradig tuberkulösen Mann, um seine Leiden abzukürzen, durch zwei Schüsse und erschoss sich dann selbst. —

— In Zürich wurde eine ganz neu eingerichtete Falschmünzer-Werkstatt aufgehoben und vorzügliche Falsifikate ausländischer, besonders österreichischer Banknoten mit Beschlag belegt. Fünf Personen wurden verhaftet. —

— 500 Muhamedaner leben in Paris; ebenso viele befinden sich dort stets auf der Durchreise. —

e. e. Eine Berliner Gesellschaft hat für 1 270 000 Rubel Weingärten in der Krim erstanden. —